



Weiterbildung: Wem
und wie sie nützt
..... 6

Mathematikerinnen:
Frauen in einer Männer-
domäne
..... 7

Berner Totenregister:
Was uns die Toten
erzählen
..... 8

Neue Professorinnen und Professoren

Silke Adam

Ausserordentliche Professorin für Kommunikations- und Medienwissenschaft



Als Nachfolgerin von Roger Blum hat die Universitätsleitung Silke Adam zur ausserordentlichen Professorin für Kommunikations- und Medienwissenschaft gewählt. Zudem wird sie Leiterin des Instituts für Kommunikations- und Medienwissenschaft. Sie hat ihre Stelle am 1. August angetreten.

Silke Adam (34) ist in Stuttgart (Deutschland) aufgewachsen und hat an der Universität Hohenheim Kommunikationswissenschaft mit Vertiefung im Bereich Politikwissenschaft, Politikanalyse und -beratung sowie Kommunikationsforschung studiert. 1999 erwarb sie einen Master of Science in Mass Communication im Rahmen ihres Aufenthaltes an der Boston University (USA). Nach dem Diplomabschluss 2001 in Hohenheim arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Dozentin am dortigen Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienpolitik, wo sie 2006 über die Frage promovierte, warum die gemeinsame europäische Politik in der öffentlichen Kommunikation verschiedener Länder unterschiedlich rezipiert wird. Von 2008 bis 2009 forschte sie mit einem Post-Doc-Stipendium der DFG an der Freien Universität Berlin in der interdisziplinären Forschergruppe «The Transformative Power of Europe». Vor ihrer Ernennung zur ausserordentlichen Professorin in Bern hatte sie seit Februar dieses Jahres eine Assistenzprofessur am hiesigen Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft inne. Im Zentrum ihrer Forschungstätigkeit stehen die politische Kommunikation im internationalen Vergleich, die europäische Integration, die Netzwerkforschung sowie die Analyse von (medialen) Inhalten und deren Wirkung.

Peter Jüni

Ausserordentlicher Professor für klinische Epidemiologie



Für die neu geschaffene ausserordentliche Professur in klinischer Epidemiologie an der Medizinischen Fakultät hat die Universitätsleitung Peter Jüni gewählt. Er hat seine Stelle am 1. November angetreten. Zudem ist er Leiter der Abteilung für klinische Epidemiologie und Biostatistik am Institut für Sozial- und Präventivmedizin (ISPM) sowie Direktor der Clinical Trials Unit Bern (CTU).

Peter Jüni (43) ist in Bern aufgewachsen und hat an der Universität Bern Medizin studiert. Nach dem Staatsexamen im Jahre 1995 arbeitete er bis 2001 als Assistenzarzt für Innere Medizin und Rheumatologie in verschiedenen Berner Spitälern. Mehrere Forschungsaufenthalte führten ihn wiederholt ans Department of Social Medicine der Universität Bristol (England). Ab 2002 war er als wissenschaftlicher Oberarzt in der Klinik für Rheumatologie, klinische Immunologie und Allergologie des Inselspitals tätig. Später wirkte er am ISPM, wo er 2005 habilitierte und 2009 zum assoziierten Professor für klinische Epidemiologie befördert wurde. Im Zentrum seiner Forschungstätigkeit stehen die Epidemiologie und Therapie der Arthrose und der koronaren Herzkrankheit sowie Fragen zur Forschungsmethodik.

NEUE PRIVATDOZENTEN

• Phil.-hist. Fakultät

Beatrix Busse

für English Linguistics

• Phil.-hum. Fakultät

Thomas Berger

für Psychologie

• Medizinische Fakultät

Ulrich Güller

für Chirurgie

Konrad M. Streitberger

für Anästhesiologie

Alexandre Arcaro

für Klinische Chemie und Biochemie

Jean-Paul Schmid

für Kardiologie

Matthias Kurt Widmer

für Gefässchirurgie

Lars Englberger

für Herz- und thorakale Gefässchirurgie

• Vetsuisse-Fakultät

Dagmar Heim

für Veterinary Public Health

Irene Schiller

für Veterinary Public Health

Torsten Seuberlich

für Infektionskrankheiten und Zoonosen

Anna Gelzer

für Innere Medizin/Kardiologie

NEUE ASSOZIIERTE PROFESSOREN

Roland A. Ammann

Leitender Arzt in der Universitätsklinik für Kinderheilkunde des Inselspitals

Nick A. Bersinger

Leiter des IVF- und Andrologielabors in der Universitätsklinik für Frauenheilkunde des Inselspitals

Giovanni Salvi

Stellvertretender Direktor der Klinik für Parodontologie der ZMK

Joachim Eibach

Dozent an der Abteilung für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte

Gerlinde Huber

Abteilungsleiterin am Institut für Klassische Philologie

Ulrich Güller

Leitender Arzt in der Universitätsklinik für Viszerale Chirurgie und Medizin

NEUE TITULAR-PROFESSOREN

Stefan Aebi

Stellvertretender Chefarzt an der Universitätsklinik für Medizinische Onkologie

Dominique Erni

Leitender Arzt an der Universitätsklinik für Plastische und Handchirurgie

Hans Ernst Wagner

Chefarzt Viszeralchirurgie am Spital Thun

NEUER ASSISTENZPROFESSOR (TENURE TRACK)

Ben Jann

für Sozialstrukturanalyse

PREISE

Klinische Forschungspreise

Am Departement Klinische Forschung (DKF) wurden am «Tag der Klinischen Forschung» mehrere Preise vergeben.

Der DKF-Forschungspreis ging an Dr.

Stephan von Gunten vom Institut für

Pharmakologie. Er wurde für seine Forschung im Bereich der Interaktion von Immunabwehr und Tumorzellen ausgezeichnet.

Der DKF-Preis für die beste klinische Arbeit

wurde Dr. **Elisabeth Kieninger** für ihr

Projekt «Antiviral and Inflammatory Response upon Viral Infection in Cystic Fibrosis air-way Epithelial Cells» verliehen.

Der Preis für die beste Arbeit in der präklinischen Forschung ging an **Tamara Hilmenyuk** für ihre Arbeit «Malignant

Lymphoma and Leukemia Cells induce Exhaustion of T Cells».

Den Preis für die beste Arbeit eines Medizinstudenten erhielt **Daniel Schöni** für seine Arbeit «Nanoshell Assisted Laser Tissue Fusion: An Opportunity for Bypass Surgery».

Der Alumni MedBern Preis ging an **Alois Pfenniger** für seine Arbeit «Human

Energy Harvesting by Intravascular Turbine Generators».

Science et Cité Cinema 2010

Am Festival des wissenschaftlichen Films «Science et Cité Cinema 2010» hat die Sozialanthropologin **Sarah Fasolin** mit «Die Käsemacher – ausländische Alpsennen im Berner Oberland» den Preis für den besten Abschlussfilm gewonnen. Fasolin produzierte den Film als Masterarbeit am Institut für Sozialanthropologie.

Schweizerischer Förderpreis für Komplementärmedizin

Lic. phil. **Marko Nedeljkovic** von der Kollegialen Instanz für Komplementärmedizin (KIKOM) hat den Schweizerischen Förderpreis für Komplementärmedizin für seine Studie «Effects of Auricular Electrical Stimulation on Vagal Activity in Healthy Men» erhalten. Der Preis wird jährlich für herausragende Arbeiten in der Komplementärmedizin verliehen.

Morphologiepreis

Für hervorragende wissenschaftliche Arbeiten in der Vaskulären Biologie und breitgefächerte Lehrtätigkeit fürs Fach Anatomie hat Dr. med. **Ruslan Hlushchuk**, Oberassistent am Institut für Anatomie, von der Schweizerischen Gesellschaft für Anatomie, Histologie und Embryologie den Morphologiepreis erhalten.

Preise der SASRO

An der Jahrestagung der Scientific Association of Swiss Radiation Oncology (SASRO) in Bern wurden **Michaela Medova** und **Carsten Wessels** vom Inselsspital mit dem «Best Presentation Award» respektive dem «Best Presentation/Poster Award for Radiation Technologists» für ihre wissenschaftlichen Arbeiten im Bereich der Radioonkologie ausgezeichnet.

Preis der EACTS für Jungforscher

Die Europäische Gesellschaft für Herz-, Thorax- und Gefässchirurgie (EACTS) hat Prof. Dr. **Hendrik Tevæarai**, Dr. **Mathieu Stadelmann** und Dr. **Sarah Henning Longnus** von der Universitätsklinik für Herz- und Gefässchirurgie den ersten Preis für Jungforscher verliehen. Sie wiesen nach, dass eine Herztransplantation auch mit einem ungekühlten Organ möglich ist, das seit 40 Minuten nicht mehr schlägt.

Dr.-Wilmar-Schwabe-Award

Prof. Dr. **Jürg Gertsch** vom Institut für Biochemie und Molekulare Medizin hat den mit 10 000 Euro dotierten Dr.-Willmar-Schwabe-Award der Gesellschaft für Arzneipflanzen- und Naturstoff-Forschung erhalten. Der an junge Wissenschaftler gerichtete Preis wurde ihm für drei Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Immunpharmakologie verliehen.

Greinacher-Preis

Für seinen Beitrag zur Theorie des anomalen magnetischen Moments des Myons und seinen Einsatz für die Grundlagenphysik hat die Heinrich-Greinacher-Stiftung Dr. **Andreas Nyffeler** vom Harish-Chandra Research Institute im indischen Allhabad ausgezeichnet. Der mit 20 000 Franken dotierte Greinacher-Preis richtet sich an Forschende, die wie Nyffeler in Bern studiert oder gearbeitet haben.

MVUB-Grants

Die Mittelbauvereinigung (MVUB) hat acht Mittelbauangehörigen MVUB-Grants im Gesamtwert von 100 000 Franken zugesprochen. Es sind dies: **Naki Akçar** (Institut für Geologie), **Annie Cottier** (Center for Cultural Studies), **Sylvie Eigel-dinger-Berthou** (Departement Klinische Forschung), **Nicola Jacobshagen** (Institut für Psychologie), **Paul Meyer** (Institut für Wirtschaftsinformatik), **Markus Thome** (Institut für Kunstgeschichte), **Paula Vazquez** (Institut für Zellbiologie) und **Stefan Wyder** (Departement Klinische Forschung).

Mit den MVUB-Grants werden Projekte unterstützt, die zur weiteren Stärkung des wissenschaftlichen Profils von jungen Forschenden beitragen.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---------------------------------|----|
| Köpfe und Karrieren | 2 |
| Nachrichten und Namen | 4 |
| Kurznachrichten | 13 |
| Tipps und Termine | 13 |
| Neu erschienen | 15 |

Einstein Lectures: Mathematik in allen Lebensbereichen

Ohne Mathematik wären Langstreckenflüge viel teurer. Dies erklärte der preisgekrönte Mathematiker Peter Lax im Rahmen der Einstein Lectures an der Uni Bern. In seinem Vortrag hob er die Schlüsselrolle der Mathematik fürs heutige Leben sowie bei der Entwicklung der Physik und Informatik hervor.

«Die Mathematik trägt heute wesentlich dazu bei, unsere Lebensqualität zu verbessern», erläuterte der amerikanische Mathematiker Peter Lax im Rahmen der Einstein Lectures in der voll besetzten Aula der Universität Bern. Der 2005 mit dem Abelpreis – dem Pendant in der Mathematik zum Nobelpreis – ausgezeichnete Wissenschaftler verdeutlichte dies in seinem allgemein verständlichen Vortrag «Mathematics, physics and computing» an zwei Beispielen. Das Prinzip der Computertomographie, die Ärzte heute zur Früherkennung von Tumoren einsetzen, ist auf einem abstrakten mathematischen Satz begründet. Als dieser 1917 erstmals bewiesen wurde, war dies noch reine mathematische Grundlagenforschung, deren lebensrettende Bedeutung erst Jahrzehnte später erkannt wurde. Designer moderner Langstreckenflugzeuge profitieren auch von der Mathematik. Mussten sie früher jedes Flugzeugmodell aufwändig zusammenbauen und im Windkanal testen, übernehmen heute Hochleistungs-

rechner mit mathematischen Simulationen diese Aufgabe. So wird die Flugzeugentwicklung günstiger, was sich laut Lax auch in erschwingerlichen Ticketpreisen äussert.

Mathematik im Unterricht vernachlässigt

Neben der Informatik war die Mathematik auch Geburtshelferin der modernen Physik und spielte schon bei Newtons Bewegungsgesetzen eine tragende Rolle. «Jede höhere Physiktheorie und jeder technologische Fortschritt benötigt neue mathematische Grundsätze», meinte Peter Lax. Er bedauerte, dass die Schönheit und Leistungskraft der Mathematik im heutigen Schulunterricht oft nicht mehr zum Ausdruck kommen. Die Ausbildung der Lehrkräfte in diesem Fach habe sich von der fachlichen Kompetenz auf rein pädagogische Aspekte verschoben.

Einstein und der Kühlschrank

Peter Lax beeindruckte das Publikum auch als einmaliger Zeitzeuge, als er von seiner

persönlichen Begegnung mit Albert Einstein erzählte und mit einer Überraschung aufwartete. Einstein arbeitete nicht nur am Patentamt in Bern, sondern hielt später auch selbst einige Patente. So entwickelte er in den 20er Jahren einen neuartigen «automatischen Beton-Volks-Kühlschrank», den Peter Lax' Onkel, der Ingenieur Albert Kornfeld, später gebaut hat. Kornfeld war es auch, der Lax als Kind für die Mathematik begeisterte. Lax traf ebenfalls viele andere grosse Mathematiker und Physiker des letzten Jahrhunderts. So auch während seiner Arbeit am so genannten Manhattan-Projekt in Los Alamos (USA), wo in den 40er Jahren die Atombombe entwickelt wurde. Über eine der schillerndsten Persönlichkeiten dieser Zeit, John von Neumann, hat Peter Lax bei seinem zweiten Vortrag «Mathematics and mathematicians» gesprochen.

Prof. Christiane Tretter, Mathematisches Institut

Der amerikanische Mathematiker Peter Lax begeisterte das Publikum mit humorvollen Anekdoten.

Einstein Lectures

2009 hat die Universität Bern zusammen mit der Albert-Einstein-Gesellschaft Bern einen neuen Vortragszyklus lanciert, die Einstein Lectures. Im Rahmen dieser Serie finden jedes Jahr innerhalb einer Woche drei öffentliche Vorträge statt. Im Andenken an das Werk von Albert Einstein sind die Vorträge abwechselungsweise Themen aus der Physik und Astronomie, der Mathematik sowie der Philosophie gewidmet. Angesehene Forscherpersönlichkeiten werden eingeladen, im Verlauf des Herbstsemesters zu ausgewählten Themen von allgemeinem Interesse für ein breites Publikum zu referieren.



Wie Tumorzellen das Immunsystem austricksen

Ein Tumor wuchert, und das Immunsystem lässt es geschehen. Der Berner Pharmakologe Stephan von Gunten hat neue Wege herausgefunden, wie Tumorzellen die natürlichen Kontrollmechanismen des Immunsystems ausnutzen, um der Abwehr zu entgehen. Er erhält dafür den Forschungspreis des Departements Klinische Forschung der Uni Bern.

Im menschlichen Körper tobt tagtäglich ein heftiger Kampf, der mit allen Mitteln geführt wird: Abwehrzellen des Immunsystems zerstören Eindringlinge wie Bakterien, Viren und auch Tumorzellen. Diese Mikroorganismen wiederum täuschen und tricksen, um den Attacken des Immunsystems zu entgehen. Wie gelingt es den Tumorzellen, die Abwehr schachtmatt zu setzen, um ungehindert wuchern zu können? Stephan von Gunten vom Institut für Pharmakologie hat einen vielversprechenden Ansatz zum besseren Verständnis in Gestalt der Siglec-Rezeptoren entdeckt. Dafür wird der junge Pharmakologe mit dem diesjährigen Forschungspreis des Departements Klinische Forschung der Universität Bern ausgezeichnet.

Die Kontrolle der Abwehrzellen

Um es vorweg zu nehmen: Die Tumorzellen missbrauchen einen körpereigenen Mechanismus, der das Immunsystem kontrolliert. «Das menschliche Abwehrsystem ist eine unglaublich starke Waffe im Kampf gegen schädliche Eindringlinge», erklärt Stephan von Gunten. Gerade weil es so schlagkräftig ist, muss es jedoch auch im Zaum gehalten werden. Denn: «Wenn die Immunreaktion zu heftig ausfällt oder zu lange andauert, kann körpereigenes Gewebe geschädigt werden.» Dies ist zum Beispiel bei allergischen oder autoimmunen Erkrankungen der Fall. Die Regulation des Immunsystems geschieht, so von Gunten, unter anderem durch so genannte Siglec-Rezeptoren. Diese Rezeptoren «sitzen» auf den Abwehrzellen und können via Schlüssel-Schloss-Prinzip externe Signale aufnehmen und ins Zellinnere leiten. So werden Abwehrzellen, wenn sie nicht mehr gebraucht werden, gehemmt oder der natürliche Zelltod wird eingeleitet. «Die Stimulation der Siglec-Rezeptoren könnte helfen, eine überschüssige schädliche Immunantwort – wie bei einer allergischen Entzündung – zu verhindern», erläutert

Stephan von Gunten untersucht im Labor, wie Tumore mit den Abwehrzellen des Immunsystems interagieren.



Stephan von Gunten. Die Siglec-Rezeptoren sind also ein wichtiger Bestandteil der körperlichen Abwehr, da sie das Immunsystem kontrollieren. Stephan von Gunten und seine Berner Forschungsgruppe haben nun auch Hinweise darauf entdeckt, dass Tumorzellen diese Rezeptoren missbrauchen, um der Abwehr zu entkommen. Die Tumorzellen erscheinen mit bestimmten Imitaten von Zuckermolekülen an ihrer Oberfläche, mit denen sie an den Siglec-Rezeptoren andocken können. Sobald dies geschehen ist, schicken die Tumorzellen via Siglec-Rezeptoren das Signal zur Abwehrehemmung. Bildlich gesprochen erhält der Soldat – in diesem Fall die Abwehrzelle – dann den Befehl, mit dem Kampf aufzuhören. Solchermassen entwaffnet, vernichtet das Immunsystem die Tumorzellen nicht mehr und lässt den Feind gewähren – die Tumorzellen wuchern ungehindert weiter.

Geschützt im Zuckermantel

Um diesen Vorgang wissenschaftlich zu belegen und die Mechanismen genauer zu verstehen, braucht es noch einige Arbeit, die der Forschungspreis von 30 000 Franken massgeblich erleichtert. «Die Auszeichnung kommt zur richtigen Zeit und erlaubt uns, breiter zu forschen», freut sich Stephan von Gunten. Im Labor lässt der Mediziner bei Versuchen Abwehr- und Tumorzellen aufeinander treffen und beobachtet und analysiert, was dann passiert. Der Wissenschaftler will auch

herausfinden, welche Rolle Zuckerstrukturen im Immunsystem spielen, und wie es den Tumorzellen und auch einigen Bakterienarten gelingt, Zuckermoleküle zu imitieren oder zu stehlen und so die Siglec-Rezeptoren zu täuschen. «Wir wollen wissen, ob und wie sich die Tumorzellen tatsächlich mit einem Zuckermantel schützen, um dem Immunsystem zu entgehen», so von Gunten. Um besser zu begreifen, wie das Immunsystem von schädlichen Mikroorganismen ausgehebelt werden könne, brauche es zudem eine noch bessere Kenntnis von dessen Funktionen. Letztlich dient von Guntens Forschung dazu, dereinst schonendere medikamentöse Verfahren zu entwickeln, um Tumore zu verhindern oder zu behandeln.

Salomé Zimmermann

DKF-Forschungspreis

Am Departement Klinische Forschung (DKF) der Universität Bern findet jährlich der «Tag der Klinischen Forschung» statt. Bei dieser Gelegenheit werden der DKF-Forschungspreis sowie weitere Förderpreise vergeben (vgl. S. 3). Eine Posterausstellung sowie Vorträge von Gastreferierenden ermöglichen es, sich über den aktuellen Stand der Klinischen sowie der Grundlagenforschung an der Medizinischen Fakultät Bern zu informieren.

Wem Weiterbildung nützt – und wie

Dass alle von Weiterbildung profitieren, war an der Tagung zum 20-Jahr-Jubiläum des Zentrums für universitäre Weiterbildung unbestritten. Uneinig waren sich die Teilnehmenden einer Diskussionsrunde hingegen darüber, wie dieser Nutzen konkret aussieht.

«Weiterbildung lohnt sich in jedem Fall.» Diese Erkenntnis nahm Therese E. Zimmermann, Leiterin des Bereichs «Grundlagen» am Zentrum für universitäre Weiterbildung (ZUW), in ihrem Vortrag zum Thema «Lohnen die Titel die Investitionen?» vorweg. An der Tagung zum 20-Jahr-Jubiläum des ZUW der Universität Bern ging Zimmermann zusammen mit anderen Fachleuten der Frage nach, ob Weiterbildungstitel halten, was sie versprechen.

Mehr Gehalt und Jobsicherheit

In ihrem Referat fokussierte die Weiterbildungsexpertin auf den Nutzen von Master of Advanced Studies (MAS). Diese Weiterbildungsangebote lassen sich aus verschiedenen Perspektiven betrachten: aus Sicht der Anbieterinnen, der Arbeitgeber sowie der Absolvierenden selber. «Für Arbeitnehmer wirkt sich Weiterbildung positiv einerseits auf das Gehalt aus, indem sie zwischen 5 und 20 Prozent mehr Lohn erhalten, andererseits auch auf ihr Anstellungsverhältnis, da sie weniger Gefahr laufen, entlassen zu werden», hielt Zimmermann fest.

Unter Fachleuten ist die Tatsache unbestritten, dass Weiterbildung sowohl den Individuen als auch den Unternehmen – für diese in Form einer höheren Produkti-

vität – etwas bringt. Uneinig sind sich die Experten hingegen darüber, in welchem Mass die beiden Parteien davon profitieren: «Es ist kaum 50:50, im Prinzip ziehen Unternehmen einen höheren Nutzen als der einzelne Absolvent», meinte Zimmermann.

Alters Guillotine für Weiterbildung

«Aus subjektiver Sicht lohnen die Titel die Investitionen», sagte Stefan Denzler, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung, in der anschließenden Podiumsdiskussion. Mit einer Kosten-Nutzen-Analyse schränkte er die Aussage aber ein. «Man verdient nach einer Weiterbildung auf 100 000 Franken Jahreseinkommen durchschnittlich 7 000 Franken mehr», sagte er. «Den persönlichen Einsatz von Schulgeld und Lernzeit macht man aber erst nach Jahren wieder wett.» Irgendwann ginge dies aufgrund des Alters nicht mehr auf, was sich an den Absolventen ablesen lasse. Bei den über 45-Jährigen ist die Anzahl derjenigen, die an Weiterbildungsangeboten teilnehmen, klein. Angesichts dieser geringen Rentabilität für den Einzelnen kommen laut Denzler Unternehmen nicht umhin, sich an der Weiterbildung der

Arbeitnehmenden zu beteiligen. Dieser Feststellung stimmte Andreas Haller, Personalleiter für die Konzernbereiche der SBB, zu: «Wenn Unternehmen nicht in ihre Mitarbeitenden investieren, dann bleiben sie stehen.» Überdies lohne sich Weiterbildung zum Beispiel für die Kadernachfolge auch finanziell. So erhalte die Firma auf einen Schlag die Person mit den gewünschten Anforderungen und spare sich teure Inserate und aufwändige Bewerbungsgespräche. Auch im Anstellungsverfahren spielen Weiterbildungen eine Rolle: «Werden solche Titel als Musskriterien definiert, fallen als erste jene Kandidaten weg, welche diese nicht vorweisen können», so Haller.

Zertifikat an der Wand genügt nicht

Den Wert von Weiterbildungen aus Sicht der Unternehmen zweifelte Isabelle Romano, Dozentin an der Berner Fachhochschule (BFH), jedoch an: «Der Trend geht dahin, dass Firmen den Arbeitnehmenden keine Beiträge an die Weiterbildung mehr zahlen.» Vielmehr sieht sie den Nutzen klar im persönlichen Bereich. In ihrem Fall habe sie einerseits Netzwerke aufgebaut, andererseits Fähigkeiten wie Kommunikationsmanagement erworben, die mit ihrem Weiterbildungsfach «Evaluation» wenig zu tun hätten – ein «versteckter» Nutzen sozusagen. Die Eingangsfrage gleich umformulieren zu «lohnt der Prozess die Investition?» wollte Jürg Brändli, Berater für Public Management. Schliesslich gehe es nicht darum, bloss ein Zertifikat aufzuhängen, sondern dieses sei das Ergebnis einer Auseinandersetzung mit neuen Themen. Für seine Weiterbildung in Public Administration waren Alters- und Rentabilitätsfragen nebensächlich: «Ich habe mit 56 Jahren mein Diplom erhalten und würde es wieder tun», betonte er. Schmunzelnd fügte er hinzu: «Und ob es sich ökonomisch noch auszahlt, wird sich zeigen.»

Maximiliano Wepfer



Angeregte Diskussion am 20-Jahr-Jubiläum des ZUW: (v.l.) Berater Jürg Brändli, Dozentin Isabelle Romano, Personalverantwortlicher Andreas Haller und Bildungsforscher Stefan Denzler.

Frauen in der Welt der exakten Phantasie

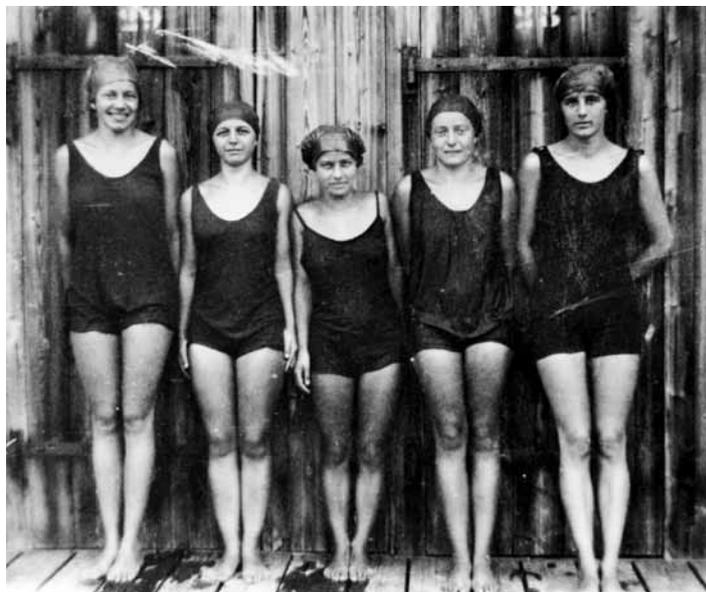
Eine Mathematikprofessorin auf den Spuren ihrer Wegbereiterinnen: Christine Riedtmann war 1991 erst die dritte Frau in der Schweiz, die eine Mathematikprofessur erhielt. Sie hat die Wege von Frauen in der Männerwelt der Mathematik nachgezeichnet.

Es war ein steiniger Weg für Sofia Kova-levskaya: Sie wurde nicht regulär immatrikulierte, den Dokortitel erhielt sie nur im Spezialverfahren, anschliessend fand sie keine angemessene Arbeitsstelle. Als die Mathematikerin letztlich in Stockholm doch noch zur Professorin ernannt wurde, durfte sie im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen weder Dissertationen betreuen noch Prüfungen abnehmen. Allen Widerständen zum Trotz war die Russin Ende des 19. Jahrhunderts Europas erste Professorin für Mathematik. Diesen und weitere spannende, aber gleichzeitig beschwerliche Werdegänge von Mathematikerinnen hat die Berner Professorin Christine Riedtmann in einem Beitrag für einen Jubiläums-Sammelband (vgl. Kasten) festgehalten – soweit es die lückenhafte Quellenlage zulies. Riedtmann war selber während ihres Studiums oft die einzige Frau im Hörsaal. Heute wollten Studenten sie manchmal testen, erzählt die Baslerin lachend: «Ich erinnere mich an drei Studenten, die immer in der hintersten Reihe sassen und mir blöde Fragen stellten.» Mit der Zeit seien sie nach vorne gerutscht und schliesslich habe einer sie sogar um berufliche Ratschläge gebeten. «Ich habe mich gefreut, dass diese Studenten ihre Klischeevorstellung hinter sich lassen konnten.» Von ihren männlichen Berufskollegen wusste sich Riedtmann stets akzeptiert und unterstützt, auch als sie in den 90er Jahren

Sammelband zum Jubiläum

Die Schweizerische Mathematische Gesellschaft (SMG) feiert 2010 ihr 100-jähriges Bestehen. Dazu erschien ein Sammelband mit Artikeln über die letzten 100 Jahre Mathematik in der Schweiz (ISBN 978-3-03719-089-0). Christine Riedtmann ist Vorstandsmitglied der SMG und Autorin des Beitrags «Wege von Frauen: Mathematikerinnen in der Schweiz».

Die Mathematikerin Johanna Simonett (zweite von rechts) verdankte ihre Stelle als Lehrerin nicht ihrem mathematischen, sondern ihrem sportlichen Talent.



ihrer damals noch kleinen Tochter wegen «nur» 80 Prozent arbeitete.

Bern 1878: Erste Promotion

1878 – genau hundert Jahre vor Riedtmanns eigener Promotion – war die Uni Bern Schauplatz des ersten regulären Doktorats einer Mathematikerin in ganz Europa. Nach ihrer Rückkehr nach Russland musste sich Jelisaweta Litwinowalwaschkina als Lehrerin an einem Privatschulhaus allerdings viele Jahre mit den unteren Klassen begnügen. Für Schweizer Frauen war es damals ungleich schwieriger, an der Uni Bern eine akademische Laufbahn einzuschlagen: Erst 1894 durfte in Bern erstmals ein Mädchen das Gymnasium besuchen. Als Lehrerinnen wurden Frauen an Schweizer Gymnasien sogar erst nach dem Zweiten Weltkrieg zugelassen. «Noch bis in die 70er Jahre hatten promovierte Mathematikerinnen Mühe, eine Stelle als Gymnasiallehrerin zu finden», weiss Riedtmann. So musste die Versicherungsmathematikerin Johanna Simonett froh sein, 1928 in einem staatlichen Berner Gymnasium Schwimmunterricht erteilen zu dürfen. Ebenso erfolglos blieb auch Sophie Piccard in ihrem Bemühen um eine Anstellung als Mathematiklehrerin. Und dies trotz zweier abgeschlossener Mathematikstudiengänge: Sie musste in der Schweiz nochmals von vorne beginnen, da ihr russisches Diplom nicht anerkannt wurde. Erst dann stand ihr der Weg zur Promotion und später zu einer

ordentlichen Professur offen – Piccard war 1943 in Neuenburg die erste Mathematikprofessorin an einer Schweizer Universität. Christine Riedtmann erinnert sich an die einzige Begegnung mit ihrer Vor-Vorgängerin Ende der 70er Jahre: «Als ich bei der Schweizerischen Mathematischen Gesellschaft meine Dissertation präsentierte, war da auch eine alte Frau. Sie hielt einen Vortrag – doch ich habe damals nichts verstanden.»

Bern heute: Zwei Mathematikprofessorinnen

Noch Ende des 18. Jahrhunderts gab es Stimmen, die sich gegen jegliche geistige Aktivität von Frauen aussprachen. Während sich deutsche Universitäten lange weigerten, Frauen zuzulassen, vollzog die Uni Zürich 1867 als erste Hochschule im deutschsprachigen Raum diese Öffnung. Ein Jahr später folgte die Uni Bern. Nach nur 40 Jahren Frauenstudium war hierzulande bereits ein Viertel der Studierenden weiblichen Geschlechts – die grosse Mehrheit davon aus dem Ausland. Mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs sank die Frauenquote jedoch wieder auf zehn Prozent.

Heute arbeiten an Schweizer Universitäten sechs Mathematikprofessorinnen. Die Uni Bern kann sich rühmen, mit Christine Riedtmann und Christiane Tretter gleich zwei von ihnen in ihren Reihen zu haben – als einzige Schweizer Uni notabene.

Daniela Baumann

Was uns die Toten erzählen

Das Berner Totenregister listet minutiös Eckdaten von Menschen auf, die in der Stadt Bern ihre letzte Ruhe gefunden haben. Der Berner Anthropologe Domenic Rüttimann hat dieses Register untersucht und ein fundiertes Bild der Stadt Bern und ihrer Gesellschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts gezeichnet.

Die Bände beginnen abrupt, mit langen Listen von Bestatteten. Die Einträge – in einer vorgedruckten, elfspaltigen Tabelle niedergeschrieben – gliedern sich chronologisch nach dem Datum der Bestattung. Nach Namen von Autoren oder auch einleitenden Worten sucht man vergebens. Die Rede ist vom Berner Totenregister, das mehrere tausend Datensätze der Menschen enthält, die zwischen 1805 und 1876 auf den bernischen Friedhöfen bestattet worden sind. Domenic Rüttimann untersuchte in seiner Masterarbeit am Historischen Institut der Uni Bern die Einträge der ersten zehn Jahre. «Im Zentrum meiner Arbeit steht jedoch nicht nur der Tod, sondern auch das Leben der Menschen», hält der Anthropologe fest.

Totenrodel je nach Stand

Noch zur Zeit des Ancien Régime wurden in der Stadt Bern die Toten nach ihrem Stand getrennt in zwei «Totenrödeln» registriert: einem für die Stadtbürgerschaft und einem für die nicht Heimatberech-

tigten, also die Hintersassen und Fremden. Dies änderte sich nach dem Einmarsch der Franzosen und dem Sturz der alten Ordnung. Im Jahre 1805 wurde ein einheitliches Verzeichnis begonnen, in dem alle Bestatteten – ungeachtet ihrer Herkunft – eingetragen wurden: das Berner Totenregister. Neu wurden nun von jeder verstorbenen Person auch weitere Eckdaten ihres Lebens festgehalten, nicht nur Name und Alter, sondern auch Heimat- und Wohnort, Beruf, Verwandtschaftsverhältnisse, Zivilstand, Sterbe- und Bestattungsort sowie Todestag und -stunde. Die Auswertung dieser «trockenen» Angaben ermöglicht einen lebendigen Einblick in das Leben und die Gesellschaft Anfang des 19. Jahrhunderts.

Sag mir, wo du wohnst

Bern war 1818 mit über 17 000 Einwohnern nach Genf und Basel die drittgrösste Schweizer Stadt. Sie war zu diesem Zeitpunkt noch kaum über den spätmittelalterlichen Mauerring hinausgewachsen: 80

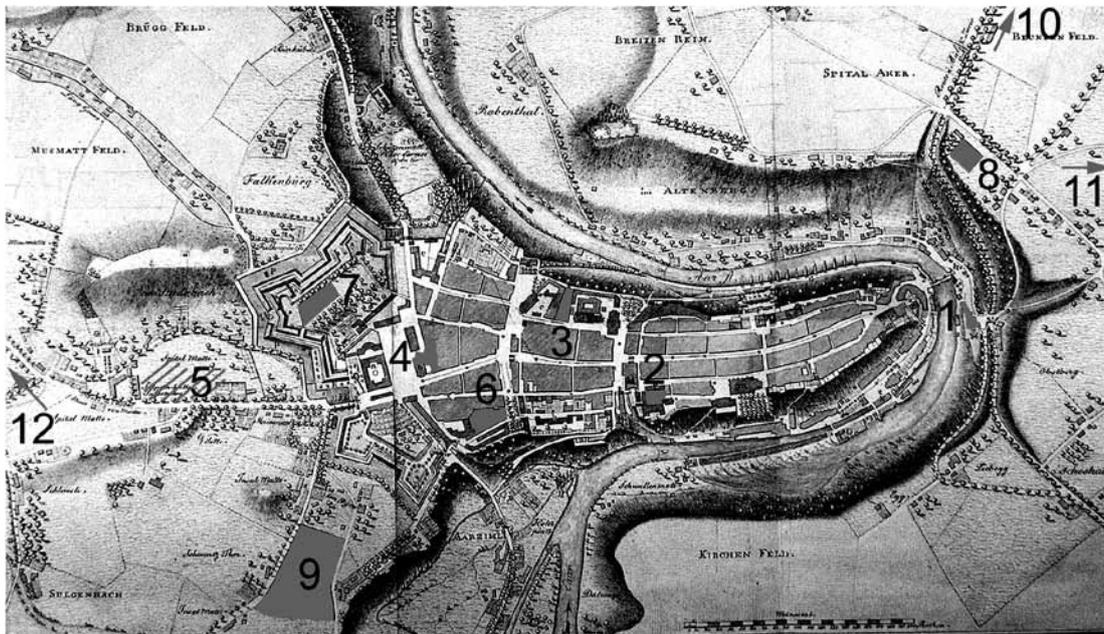
Prozent der Bevölkerung lebte innerhalb der Befestigungen, der Rest in den Aussenbezirken. Diese waren stark ländlich geprägte Gebiete mit locker gestreuten Höfen. Die Matte hingegen galt als das Industriequartier der Stadt und war das Unterschichtenviertel schlechthin. Es wies zwar die kleinste Bevölkerungszahl aller Quartiere auf, war aber eng besiedelt. Das Quartier war gekennzeichnet durch eine junge Bevölkerung – fast die Hälfte der Bevölkerung war unter zwanzig Jahre alt –, die im Vergleich zu den anderen Quartieren einen markant kleineren Frauenanteil aufwies. Die Lebensqualität in der Matte war schlecht. «Belege dafür sind die höchste allgemeine Sterbeziffer und der höchste Anteil an Säuglingstoten in der ganzen Stadt», so Domenic Rüttimann.

Zähringer- und Savoyerstadt für Ober- und Mittelschicht

In der heutigen unteren Altstadt waren die Häuser grosszügiger angelegt. Die Zähringerstadt, wie der älteste Stadtteil Berns genannt wurde, bestand aus zwei Quartieren. Einerseits gab es den Wohnbereich um die heutige Gerechtigkeitsgasse, der von der gut betuchten Mittel- und der Oberschicht bewohnt wurde. Dieser Stadtteil genoss ein hohes Ansehen und bot vorteilhafte Lebensbedingungen. Nur das zweite Quartier rund um die heutige Kramgasse wies eine noch bessere Lebensqualität auf. Hier wohnten viele Bürger und die meisten Vertreter der Oberschicht. In der so genannten Savoyerstadt im Bereich der heutigen Marktgasse wiederum war die Mittelschicht stadtweit am besten vertreten. Diese Klasse umfasste Handwerksmeister, Krämerinnen, Kaufleute, Fabrikanten, Weinhändler und Apotheker. Hier wohnten insbesondere jüngere Leute – über 60-Jährige mieden diese Wohnlage. Die äussere Neuenstadt – von der Spitalgasse bis zu den Schanzen – war das bevölkerungsreichste Quartier und wies gleichzeitig die grösste Armut auf. Die soziale Zusammensetzung der Einwohner lässt auf einen sehr hohen Unterschichtenanteil schliessen. Die stadtweit dichtesten Wohnverhältnisse gingen mit schlechten hygienischen Verhältnissen einher. «Es erstaunt nicht, dass hier die Nervenfieber-epidemie besonders stark wütete, und dass in diesem Quartier die meisten

Heute gibt es in der Stadt Bern noch drei Friedhöfe, einer davon ist der Bremgartenfriedhof.





Die Lage der Friedhöfe Berns im 18. und 19. Jh.:
1. Klösterli-Friedhof
2. Barfüsser-Friedhof
3. Prediger-Friedhof
4. Heiliggeist-Friedhof
5. Friedhof am Stadtbach
6. Friedhof beim Werkhof
7. Hohliebe-Friedhof
8. Rosengarten-Friedhof
9. Monbijou-Friedhof
10. zum Friedhof Ausser Krankenhaus (heute: Waldau)
11. zum Schosshalden-Friedhof
12. zum Bremgarten-Friedhof

Bestattungen zu verzeichnen waren», sagt Domenic Rüttimann.

Friedhof je nach Wohnort

Die Toten wurden dem Register zufolge auf fünf verschiedenen Friedhöfen beigesetzt: auf der Hohliebe (Grosse Schanze), beim Holzwerkhof (heutige Bundesgasse), beim Klösterli (heutiges altes Tramdepot und Bärengraben), im Rosengarten und im Predigerfriedhof bei der Französischen Kirche. Im 18. Jahrhundert teilte die Berner Obrigkeit jedem Totenacker ein Einzugsgebiet und bestimmte Bevölkerungsschichten zu, je nach ihrem Stand und Ansehen. Wie die Auswertung des Totenregisters ergeben hat, blieb diese «Segregation im Tod» auch nach der Staatsumwälzung von 1798 gültig, trotz der revolutionären Forderungen nach «Gleichheit» und «Brüderlichkeit». Demnach wurden weiterhin auf der Hohliebe und im Rosengarten die Hintersassen und Fremden bestattet, während die Totenacker beim Werkhof und Klösterli von Stadtbürgern und den besser gestellten Hintersassen benutzt werden durften. Der Prediger-Friedhof blieb ausschliesslich der Bürgerschaft vorbehalten. Hier liessen sich besonders wohlhabende und prominente Bürger beerdigen. «Seine stadtgeschichtliche und sakrale Bedeutung wird dadurch unterstrichen, dass er der älteste innerstädtische Friedhof nahe an Berns ältester Kirche war», erläu-

tert Rüttimann. Der Grad des Ansehens eines Friedhofs liess sich demnach an seiner Lage und an seiner Tradition festmachen. Zentral gelegene Friedhöfe gaben den Angehörigen die Gelegenheit, mit pompösen Begräbnissen Aufsehen zu erregen, da der Leichenzug durch die Stadt führte. Hintersassen-Friedhöfe waren entweder – wie bei der Hohliebe – in unattraktivem militärischen Umfeld gelegen oder – im Fall des Rosengartens – nur mühsam zu erreichen.

Batzen für die Toten

Unabhängig vom Friedhof erhoben die Totengräber polizeilich festgelegte Taxen, je nach Alter der Verstorbenen. Der Betrag war zudem abhängig vom Vermögen der Angehörigen. Reiche Familien zahlten für eine erwachsene Person 30 Batzen, für Kinder unter zwölf Jahren 20 Batzen und für ein kleines Kind 10 Batzen. Arme Leute zahlten 20, 15 oder 7.5 Batzen. Zehn Batzen entsprachen um 1800 rund einem Franken. Auch die vorgegebene Tiefe der Gräber war klar festgelegt: Für Erwachsene betrug sie sieben und für Kinder sechs «Berner Schuh», was ungefähr 210 beziehungsweise 180 Zentimetern entspricht. 1815 wurden alle innerstädtischen Friedhöfe geschlossen. Im selben Jahr wurde der Monbijou-Friedhof eröffnet, womit dieser zusammen mit dem Rosengarten- und dem Klösterli-Friedhof die einzigen betriebenen Totenacker Berns

waren. Alle wurden sie Mitte des 19. Jahrhunderts aufgegeben. Zuletzt der Rosengarten-Friedhof, der 1877 geschlossen, jedoch erst 1913 eingeebnet wurde. Die nachfolgend errichteten Friedhöfe Bremgarten und Schosshalde – gegründet 1865 respektive 1878 – existieren noch heute.

David Fogal

Anthropologe am Institut für Rechtsmedizin

Domenic Rüttimann arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Anthropologie am Institut für Rechtsmedizin Bern. Er und seine Kolleginnen und Kollegen sind zuständig für die Erforschung früherer Populationen im Kanton Bern. Ihr Quellenmaterial sind die menschlichen Überreste aus archäologischen Grabungen. Zur Zeit bearbeiten die Anthropologen die Skelettfunde vom Berner Galgen (Grabung 2009), von keltischen Bestattungen aus Ipsach sowie Bestattungen der alten Stadtberner Friedhöfe an der Bundesgasse und auf der Grosse Schanze, die 2001 und 2003 ausgegraben worden sind. Das Totenregister, dem sich Domenic Rüttimann in seiner Masterarbeit gewidmet hat, ist für die Erforschung der beiden Friedhöfe eine hervorragende Quelle. Weitere Informationen zu den Projekten: www.ha-mhi.unibe.ch/content/aktuelles/grabungen/index_ger.html

Mit dem Seziermesser Medizin und Chirurgie vereint

Chirurgie und Medizin: Im 16. Jahrhundert noch zwei getrennte Disziplinen, gehören sie heute selbstverständlich zusammen. Grossen Anteil daran hatte der in Bern wirkende Chirurg Wilhelm Fabry. Mit seinem Wirken und seiner Person befasste sich der Medizinhistoriker Hubert Steinke am Eröffnungsvortrag der Medizinhistorischen Runde.

Theodor Kocher, Albrecht von Haller, Wilhelm Fabry: Alle drei Wissenschaftler sind wegweisend in der Geschichte der Stadt Bern. «Im Gegensatz zu Kocher und Haller wird Wilhelm Fabry aber nur am Rande wahrgenommen», stellte der Medizinhistoriker Hubert Steinke im Eröffnungsvortrag der Medizinhistorischen Runde zum 450. Geburtstag Fabrys fest. In diesem Semester ist die Vortragsreihe dem Mann gewidmet, der von 1615 bis zu seinem Tod 1634 in Bern als Stadtchirurg und Stadtarzt wirkte. Einzig die nach seiner Geburtsstadt Hilden benannte Hildanusstrasse im Breitenrain-Quartier erinnert in Bern noch an Fabry. In Hilden dagegen jagt heuer ein Ereignis zu Fabrys Ehren das nächste: Konzerte, Ausstellungen und Theateraufführungen.

Jubiläum als Chance

Fabrys 450. Geburtstag ist laut Steinke für Bern eine Gelegenheit, den Chirurgen ins Licht der Öffentlichkeit zu rücken. «Jubiläen sind für Fachleute immer willkommen, da sie den Fokus auf ihre Forschung lenken», erklärte Steinke. Dabei sei ein erster möglicher Zugang die wissenschaftliche Bedeutung von Fabry, der als Begründer der wissenschaftlichen Chirurgie gilt. Steinke störte sich aber an dieser Definition: «Sie sagt nichts darüber aus, für wen dieses <gilt> eigentlich gilt.» Stattdessen schlug er vor, die Parameter des 16. Jahrhunderts als Referenzpunkte zu nehmen. So könne man Fabry als einen Wundarzt sehen, der zur grössten chirurgischen Autorität im deutschen Sprachraum aufstieg. Zu dieser Zeit waren Chirurgen keine an der Universität ausgebildeten Leute, sondern geschickte Handwerker, die äussere Wunden und Hautkrankheiten behandelten. Die innere Medizin blieb den Ärzten vorbehalten. Erst Fabry leitete die Zusammenführung der seit dem 12. Jahrhundert getrennten Gebiete ein.

Chirurgie wird Wissenschaft

Der Schlüssel hierfür sei Fabrys Verständnis der Anatomie als Grundlage der Chirurgie



Wilhelm Fabry (1560–1634) wirkte im 17. Jh. in Bern als Stadtarzt und Chirurg.

und auch der Medizin, hob Steinke hervor. Dies erkläre sich auch aus seiner Biographie – ein zweiter möglicher Zugang zu Fabry. Nach der Lehre arbeitete er als Geselle des Chirurgen Cosmas Slot, eines Schülers des grossen Anatomen Vesal. Beide waren der zu dieser Zeit unüblichen Ansicht, dass Kenntnisse über den inneren Aufbau des menschlichen Körpers unentbehrlich für chirurgische Eingriffe seien. Manche Chirurgen hatten weder jemals ein menschliches Skelett gesehen noch eine Leiche sezirt. Fabry wollte also die Chirurgie verwissenschaftlichen, machte Hubert Steinke deutlich: «Dennoch fühlte er sich nicht als ihr Vertreter, sondern strebte vielmehr an, sich unter die gelehrten Ärzte einzureihen.» Dass ihm dies gelang, zeigt seine ausgedehnte Reisetätigkeit. Sie führte ihn zur Behandlung von Patienten durch halb Europa und trug zu seinem guten Ruf bei. Erst als das Alter Fabry die Konsultationsreisen immer mehr erschwerte, gab dies für ihn den Ausschlag, sich irgendwo dauerhaft

niederzulassen. So wurde der 55-Jährige 1615 nach Bern als Stadtchirurg und Stadtarzt berufen. Die Ernennung eines Chirurgen zum Stadtarzt war ein Novum für die damalige Zeit. «Damit hat die Stadt Bern eine Grenze überschritten», betonte Steinke.

Abgrenzung von Quacksalbern

Neuartig war auch Fabrys publizistisches Wirken. In seinem Jugendwerk «Gangrän» hatte er den eigenen Krankheitsbeschreibungen zuerst noch die Erkenntnisse von medizinischen Autoritäten wie Galen oder Hippokrates vorangestellt. Darauf bezog er sich in seinem Hauptwerk «Centuriae» nicht mehr und rückte stattdessen seine eigenen Beobachtungen in den Mittelpunkt. Ihre Glaubwürdigkeit untermauerte er durch Zeugenaussagen. «Die <Centuriae> waren eine Art der Neupositionierung», befand Steinke. «Damit orientierte sich Fabry einerseits nach oben, also an den Ärzten, andererseits grenzte er sich vor allem nach unten gegenüber den Quacksalber-Chirurgen ab.» Doch auch die Ärzte bekamen ihr Fett weg: Bei Behandlungen würden sie nicht selber Hand anlegen, sondern diese den Stümpern überlassen, als ob die Krankheit auf sie übergehen könnte. Abschliessend urteilte Steinke: «Fabrys Verdienst ist es, die Chirurgie in den akademischen Stand erhoben zu haben.»

Maximiliano Wepfer

Medizinhistorische Runde

Das Institut für Medizingeschichte organisiert regelmässig die Vorlesungsreihe «Medizinhistorische Runde», die sich an ein interessiertes Publikum richtet. Im laufenden Herbstsemester beleuchten die Referierenden verschiedene Aspekte von Leben und Werk des bedeutenden Berner Arztes Wilhelm Fabry von Hilden. www.mhi.unibe.ch/content/veranstaltungen/index_ger.html

Wann ist eine Beleidigung eine Beleidigung?

Eine beleidigende Äusserung allein macht noch keine Beleidigung aus: Die jeweilige Situation und die Reaktionen des Angegriffenen bestimmen, ob die Beteiligten eine Beleidigung als solche wahrnehmen.



Gesten können eine beleidigende Äusserung verstärken.

Es war der grösste Aufreger des Finales der Fussballweltmeisterschaft 2006 in Berlin: In der 109. Minute streckte Zinedine Zidane seinen Gegenspieler Materazzi mit einem Kopfstoss nieder und sah hierfür die rote Karte – und das im letzten Spiel seiner glanzvollen Karriere. Wie konnte das geschehen? Die Öffentlichkeit war sich schnell darüber einig, dass nur eine Beleidigung einen Spieler wie Zidane zu einem solchen Verhalten getrieben haben konnte. Und nun begann das grosse Rätselraten: Was hatte Materazzi gesagt? Wenig später berichteten englische Boulevardzeitungen unter Berufung auf eine Lippenleserin, dass Materazzi Zidane den «Sohn einer Terroristenhure» genannt hatte. Dies schien den Aussetzer des Sohnes algerischer Einwanderer zu erklären.

Schimpfwörter im Kontext

Der Fall Zidane zeigt einen Aspekt, der unseren üblichen Blick auf Beleidigungen auszeichnet, besonders deutlich: Wir sind geneigt, die verletzende Kraft von Beleidigungen vornehmlich in den Worten zu suchen. Wenn wir anderen davon erzählen, dass wir beleidigt wurden, so geben wir den Wortlaut wieder. Historiker haben festgestellt, dass bei Beleidigungsklagen zumeist das Aussprechen von Schimpfwörtern als das eigentliche Vergehen angeprangert wurde. Noch heute sieht die Rechtsprechung vor, dass der «objektive Sinngehalt» einer Äusserung darüber entscheidet, ob es sich um eine Beleidigung handelt oder nicht. Kann man aber tatsächlich den Worten selbst eine verletzende Kraft zuschreiben? Aus linguistischer Perspektive ist diese Sichtweise zu kritisieren. Erstens gerät so der bedeutungsprägende Einfluss der Situation aus dem Blick. Eine beleidigende Äusserung kann in einer anderen Situation womöglich völlig harmlos sein. Zweitens hängt es auch von den Einschätzungen und Reaktionen des Angegriffenen ab, ob das Geschehene für die Beteiligten als Beleidigung gilt oder nicht. Wäre Zidane im WM-Finale einfach weitergegangen, dann wäre Materazzis Äusserung in der Tat nur einer von solchen Sätzen gewesen, «wie sie auf einem Fussballplatz ständig zu hören sind» – so hatte sich Materazzi

zunächst gerechtfertigt. Erst Zidanes heftige Reaktion hat ihn zu einer Beleidigung und als solche erkenntlich gemacht – für Materazzi und für die Öffentlichkeit.

zunächst gerechtfertigt. Erst Zidanes heftige Reaktion hat ihn zu einer Beleidigung und als solche erkenntlich gemacht – für Materazzi und für die Öffentlichkeit.

Aufschlussreiche Gesprächsanalyse

Linguistische Forschungen zu Beleidigungen müssen daher mehr als nur die beleidigende Äusserung selbst in den Blick nehmen. Schmallen, Gegenbeleidigungen, Beschwichtigungen – all diese Reaktionen entscheiden mit über die verletzende Kraft der ursprünglichen Äusserung. Gerade gesprächsanalytische Studien können zeigen, wie in den Dialogen, die sich an die Beleidigungen anschliessen, die Beteiligten ihre Deutung des Geschehens als Beleidigungen und somit auch die verletzende Kraft der Äusserungen aushandeln. Eine solche gesprächsanalytische Studie habe ich im Rahmen meiner Magisterarbeit durchgeführt. Auf ihr beruht auch dieser Text, der in einer längeren Fassung bereits in der ersten Ausgabe von «Expositionen» erschienen ist (vgl. Kasten).

Simon Meier, Assistent am Institut für Germanistik

«Expositionen»: Magazin für Wissenskultur und Informationstransfer

Mit welchen Forschungsthemen beschäftigen sich Studierende und Assistenten an der Universität Bern? Mit «Expositionen» haben die beiden Germanistik-Studenten Hannes Mangold und Fermin Suter ein Magazin geschaffen, das Antworten auf diese Frage liefert. «Expositionen» ist als Plattform konzipiert, um Seminar- und Abschlussarbeiten aus allen Disziplinen in kurzer und leserfreundlicher Form zu präsentieren. Im Magazin findet diejenige Wissensproduktion Platz, die noch nicht im wissenschaftlichen Betrieb etabliert ist – unsichtbares Wissen wird so kenntlich gemacht. Damit will das Magazin einen Blick über den Tellerrand der eigenen Fachrichtung ermöglichen, Anstoss zu neuen Ideen geben und die Vernetzung unter den Forschenden aller Hierarchiestufen fördern. Das erste Magazin wurde im letzten Frühling publiziert und soll nun einmal pro Semester erscheinen. «Expositionen» ist sowohl gebunden erhältlich, per Bestellung über die Homepage, wie auch elektronisch einzusehen: www.expositionen.ch

Für «Expositionen» sind laufend Beiträge gesucht. Wer seine Abschlussarbeit kurz vorstellen möchte oder einem anderen interessanten Text von Studierenden und Assistenten begegnet ist und diesen weiterempfehlen kann, melde sich bei: expositionen@gmail.com. Weitere Informationen zum Vorgehen unter: www.expositionen.ch.

Santiago de Compostela: Ein heiliger Ort wird erschaffen

Der Jakobsweg mit Santiago de Compostela als Endpunkt erlebt heute eine Renaissance. Die Bedeutung der Stadt als heiliger Ort musste aber erst über mehrere Schritte wortwörtlich begründet werden.

Geradezu trendy ist es heute, auf dem Jakobsweg nach Santiago de Compostela im spanischen Galizien zu pilgern. Ob esoterisch wie der brasilianische Schriftsteller Paulo Coelho oder amüsant wie der deutsche Unterhaltungskünstler Hape Kerkeling: Beide suchen wie die meisten heutigen Pilger nach Selbsterfahrung und Entschleunigung. «Im Mittelalter dagegen standen Sündenerlass sowie die Erfahrung des Anderen und Aussergewöhnlichen im Vordergrund», betonte der Professor der Kunstgeschichte, Bernd Nicolai, in seinem Vortrag «Santiago de Compostela – Konstruktion eines heiligen Ortes» im Rahmen der Ringvorlesung des Berner Mittelalter Zentrums (BMZ).

Der Anfang: Ein Apostelgrab

Aussergewöhnlich war früher eine Pilgerreise in der Tat, der Weg weit und gefährlich. Nun stellt sich aber die Frage, wie Santiago de Compostela am Ende der damals bekannten Welt aus dem Nichts zum heiligen Ort aufsteigen und neben Rom und Jerusalem zum wichtigsten Pilgerziel werden konnte. Zunächst musste Santiago de Compostela erst einmal als heilig «verortet» werden. Dies war im Mittelalter auf drei Arten möglich: Der Ort befand sich wie Jerusalem im heiligen Land, er war wie Rom für die Kirche von zentraler Bedeutung oder dort war ein Apostel begraben wie Johannes in Ephesus. «Da viele Gräber im Machtbereich von Andersgläubigen lagen, hatte die römisch-katholische Kirche das Bedürfnis, eigene Gräber zu «entwickeln»», erklärte Nicolai.

In dieser Situation wurde im 8. Jahrhundert die kursierende Legende von der Missionstätigkeit Jakobs des Älteren in Spanien aufgegriffen. Diese besagte auch, dass nach Jakobs Märtyrertod die Jünger des Apostels zwar seine Gebeine nach Galizien zurückgebracht und begraben hätten, die Überlieferung des genauen

Standortes aber vergessen ging. «Somit standen alle Optionen offen, dem angeblichen Apostelgrab einen beliebigen Platz zuzuweisen», erläuterte Nicolai. Dieses wurde dann auf einem römischen Gräberfeld «wiederentdeckt».

Jakobskult und politische Interessen

Von der anschliessend gebauten Kirche finden sich in der heutigen Kathedrale nur vereinzelte Spuren, zum Beispiel die Grabkammer aus dem 9. Jahrhundert. Die Pilgerkirche diente angesichts der muslimischen Herrschaft über einen Grossteil Spaniens auch eher als «nationales» Heiligtum des kleinen christlichen Königreichs Asturien. «Mit Hilfe des Jakobskults rechtfertigte Asturien politisch den Kampf gegen die Muslime», sagte Nicolai. Schon früh wurde Santiago de Compostela mit der Reconquista verbunden, der «Rückeroberung» der Iberischen Halbinsel, die unter Jakobs Patronat in dessen Rolle als Matamoros (Maurentöter) stand.

Und so fällt auch der Baubeginn der grossen Kathedrale Ende des 11. Jahrhunderts mit der Einnahme von Toledo zusammen, das mit Santiago um die bischöfliche Vorherrschaft auf der Iberischen Halbinsel stritt. Santiago unterstrich seinen Anspruch mit der besonderen Ausrichtung und Ausstattung der Kircheneingänge: Das Hauptportal im Westen zum Beispiel stellt die Verklärung Christi vor den drei Aposteln Petrus, Johannes und Jakobus prominent dar. «Damit positionierte sich Santiago gleichberechtigt neben Rom und Ephesus und stilisierte sich nach der muslimischen Eroberung des Heiligen Landes gleichzeitig als neues Jerusalem», hielt Nicolai fest.

Jakob und Karl der Grosse

Ihren Höhepunkt erreichten die transnationalen Pilgerfahrten nach Santiago



Pilger verehren den heiligen Jakob in der Kathedrale von Santiago de Compostela.

de Compostela im 12. Jahrhundert durch den Codex Calixtinus. Das fünfte Buch des Codex', eine Art mittelalterlicher Reiseführer, und insbesondere das vierte Buch waren für den sprunghaften Anstieg der Pilgerzahlen verantwortlich. Dieses verknüpft den Jakobskult mit dem Einmarsch der Truppen Karls des Grossen in Spanien. Jakob erscheint dem Frankenkönig im Traum und bittet ihn darum, sein Grab von den Mauren zu befreien, was Karl auch gelingt. «Damit wurde das Geschehen auf dem Schlachtfeld mythisch interpretiert, gar verfälscht, denn in Wirklichkeit besiegte Karl die Mauren nicht und musste sich zurückziehen», stellte Nicolai richtig. Heute können Wissenschaftler die fiktiven Aspekte in der Geschichte von Santiago de Compostela unter anderem dank archäologischer Ausgrabungen besser vom tatsächlichen Geschehen unterscheiden. Die Ausgrabungen ermöglichen beispielsweise Rekonstruktionen am Computer über das Innere der Kathedrale. Nicolai räumte aber auch ein: «Es bleibt ein Jonglieren zwischen der Realität und der Vorstellungskraft.»

Maximiliano Wepfer

Professorinnenanteile 2010

Zahlen und Fakten Gleichstellung

Der Frauenanteil bei ordentlichen und ausserordentlichen Professuren an Schweizer Universitäten beträgt aktuell 15,8%. An der Universität Bern liegt er mit 15,9% im Schweizer Durchschnitt. Die Universitäten Luzern, Neuenburg und Genf übertreffen diese Marke deutlich. Im akademischen Jahr 2009/10 wurden an der Universität Bern 29 ordentliche und ausserordentliche Professuren neu besetzt, sechs davon mit Frauen. Dies entspricht einem Frauenanteil von 20,7%, was im Vergleich zum Vorjahr eine Erhöhung von gut vier Prozentpunkten darstellt. Schweizweit lag der Frauenanteil bei den Neuanstellungen im Bereich ordentliche und ausserordentliche Professuren gut drei Prozentpunkte höher als an der Universität Bern. Bei der Besetzung von Assistenzprofessuren konnte 2009/10 an der Universität Bern ein erfreulicher Anstieg des Frauenanteils beobachtet werden: Betrug der Anteil bei den Neubesetzungen 2008/09 nur gerade 25%, so wurden 2009/10 43% beziehungsweise neun der 21 Assistenzprofessuren mit Frauen besetzt, was neun Prozentpunkte über dem Schweizer Durchschnitt liegt. Insgesamt sind nun 32,4% der Assistenzprofessuren mit Frauen besetzt, 2009 waren es 26.2%.

Alle aktuellen Zahlen sind auf der Homepage der Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten CRUS zu finden: www.crus.ch/information-programme/chancengleichheit.html

Übersicht über die Frauenanteile

Auf der Homepage der Abteilung für die Gleichstellung ist neu die Seite «Zahlen und Fakten» aufgeschaltet. Sie bietet eine kurze Übersicht über die Frauenanteile an der Universität Bern und ist zur Information für Medien und die weitere Öffentlichkeit geeignet:

www.gleichstellung.unibe.ch/content/gleichstellung_an_der_uni/zahlenfakten/index_ge.html

Erster Berner Science Slam

Bühne frei fürs Wissen

Gute Referate sind bühnenreif und genau das zählt bei Science Slam: Ein bestimmtes Forschungsthema möglichst smart und unterhaltsam erklären. Ein Science Slam ist ebenso wie ein Poetry Slam ein Kurzvortragsturnier – allerdings unter wissenschaftlichen Vorzeichen. Maximal zehn Minuten stehen den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zur Verfügung, um mit einem populärwissenschaftlichen Vortrag die Aufmerksamkeit und die Herzen der Anwesenden zu gewinnen. Bedingung ist, dass die Vortragenden ihre eigenen Forschungsthemen präsentieren. Der Science Slam ist eine Art Unterhaltungsshow, bei der komplexe Forschungsinhalte einem fachfremden Publikum auf möglichst attraktive Art vermittelt werden. In diesem Sinn ist ein Science Slam moderne Wissenschaftskommunikation und beste Unterhaltung in einem. Am Schluss des Abends gibt es einen Science-Slam-Sieger, der vom Publikum gekürt wird. Kriterium ist dabei nicht die beste Forschung, sondern die Verständlichkeit des Vortrags und dessen Unterhaltungswert. Für die erste Austragung am 10. Dezember 2010 um 20.00 Uhr im ONO Bern sind noch weitere Studierende, Assistenten und Dozierende gesucht, die ihre Forschung auf der Bühne präsentieren wollen. Anmeldung bei:

nicola.vongreyerz@gs.unibe.ch oder 031 631 39 27.

www.scienceslam.unibe.ch

UB-Benutzerumfrage

Ergebnisse

Die Universitätsbibliotheken von Basel, Luzern und Bern haben im Frühjahr 2010 in einer Umfrage ihr Dienstleistungsangebot bewerten lassen. Die Auswertungen zeigen, dass die Nutzer mit den Dienstleistungen grundsätzlich zufrieden sind und alle befragten Aspekte mehrheitlich positiv bewerten. Für bestimmte Nutzergruppen gibt es Angebotslücken: Sie betreffen die Anzahl und Qualität der Arbeitsplätze sowie das Angebot an elektronischen Medien. Zudem sind die Rechercheinstrumente zu wenig bekannt. Die UB Bern wird nun Massnahmen treffen, um ihr Angebot zu verbessern. Für Kommentare und Anregungen: info@ub.unibe.ch

Herausforderung Islam

Öffentlicher Gastvortrag

Die Theologische Fakultät lädt anlässlich des Dies academicus der Universität Bern am 3. Dezember zu einem öffentlichen Vortrag ein. Die Islamwissenschaftlerin und Publizistin Rifa'at Lenzin referiert zum Thema «Herausforderung Islam. Muslime zwischen Herkunft und Zukunft». Der Vortrag findet um 18.15 Uhr im Hauptgebäude der Universität, Hochschulstrasse 4, Hörsaal 220, statt.

www.theol.unibe.ch

Schlüsselkonzepte

Vorlesungsreihe

Im Rahmen der Interdisziplinären Vorlesungsreihe «Schlüsselkonzepte der Geistes- und Sozialwissenschaften» des Institute of Advanced Study in the Humanities and the Social Sciences (IASH) referiert am 15. Dezember Prof. Dr. Ralf Schneider von der Universität Bielefeld. Sein Thema ist die Erzählung. Am Mittwoch, 15. Dezember, um 16.15–17.45, Unitobler, Lerchenweg 36, Hörsaal F023.

www.iash.unibe.ch

Stipendien

The Berrow Foundation Scholarships

Auch diesen Herbst hat die am Oxforder Lincoln College angesiedelte Berrow Foundation sechs Stipendien für Schweizer Studierende und Doktoranden aller Fachrichtungen ausgeschrieben, die es erlauben, bis zu drei Jahre in Oxford zu studieren. Deadline für die Bewerbung auf die «The Berrow Foundation Scholarships» und die sich an Mediziner, Chemikerinnen und Biochemiker richtenden «The Berrow Foundations Lord Florey Scholarships» ist der 21. Januar 2011.

www.lincoln.ox.ac.uk/berrow

Nachhaltiger Konsum

Vortragsreihe der IKAÖ

Die Vortragsreihe beschäftigt sich mit der Bedeutung von Konsum mit Blick auf eine nachhaltige Entwicklung.

7. Dezember 2010

Wäre nachhaltiger Konsum erreichbar?

Einführungsreferat von Prof. Dr. Ruth Kaufmann-Hayoz, IKAÖ, Universität Bern

Erfordert das Ziel einer nachhaltigen Entwicklung eine neue Konsumpolitik in der Schweiz?

Podiumsgespräch mit Sara Stalder (Geschäftsleiterin Stiftung für Konsumentenschutz), Christian Waffenschmidt (Projektleiter Coop Naturaplan), Anna Wälty (Leiterin Sektion Konsum und Produkte BAFU), Ursula Brunner (terrafair), Mirjam Hauser (Gottlieb Duttweiler Institut); Moderation: Edith Gillmann (Radio DRS)

Dienstag, 7. Dezember 2010, 18.15–20.00 Uhr, im Hauptgebäude der Universität, Hochschulstrasse 4, Hörsaal 220.

Club am Mittag

Forum für Mitarbeitende

Der Club am Mittag bietet den Angehörigen des Zentralbereichs der Universität Einblick in Themen der verschiedenen Einheiten.

13. Dezember 2010

Rückblick auf das 175-Jahr-Jubiläum

Nicola von Greyerz, Generalsekretariat
Montag, 13. Dezember 2010, 12.15–13.00 Uhr, im Hauptgebäude der Universität, Hochschulstrasse 4, Hörsaal 101.
www.rektorat.unibe.ch/unistab/content/club_am_mittag

Buch am Mittag

Vortragsreihe der Universitätsbibliothek

14. Dezember 2010

Das menschliche und das tierische Wesen – Vom Versuch über Tiere zu schreiben

Dr. Franz Dodel, Autor und Fachreferent für Theologie und Religionswissenschaft
Jeweils am zweiten Dienstag des Monats, 12.30–13.00 Uhr, im Vortragssaal der Zentralbibliothek, Münsterergasse 63.
www.ub.unibe.ch

Gender Studies

Workshop für Doktoranden

Das Historische Institut veranstaltet am 3. Dezember den ganztägigen Workshop «Gender konkret: Methodische Zugänge der Geschlechtergeschichte». Er zielt darauf ab, Einblicke in neue Ansätze der Geschlechtergeschichte zu erhalten.

www.hist.unibe.ch/content/neuigkeiten

Anmeldung: eva.ott@hist.unibe.ch

Sozialforschung

Forschungswerkstatt

In der Forschungswerkstatt «Qualitative Methoden der Sozialforschung» halten Expertinnen und Experten am 10. und 11. Dezember Vorträge über Aspekte der Sozialforschung. Im Anschluss beraten sie Nachwuchswissenschaftler zu deren Forschungsarbeiten und beantworten ihre theoretischen, methodologischen und methodischen Fragen.

Freitag, 10. Dezember 2010, 9.30–17.30 Uhr, und Samstag, 11. Dezember 2010, 10.00–17.00 Uhr, Kurszentrum, Hallerstrasse 6, 2. Obergeschoss.

www.ispw.unibe.ch/fwv

Uni-Orchester

Konzert

Am 3. Dezember spielt das Uni-Orchester Bern zusammen mit dem Unichor Luzern und dem CoroVivo aus Zürich im Berner Münster ab 19.30 das Requiem von G. Verdi. Weitere Informationen unter:

www.uob.ch

Literarische Lesungen

Vortragsreihe des Collegium generale

Die aktuellen Literarischen Lesungen diskutieren den Einfluss des Zeitgeistes auf die Literatur.

7. Dezember 2010

Der Sonderling, sein Erzähler und der Ärger des Lesers

Roman Graf, Berlin

Jeweils am Dienstag, 18.15–19.30 Uhr, im Hauptgebäude der Universität, Hochschulstrasse 4, Hörsaal 201.

Neurowissenschaften

Jahrestagung

Die Jahrestagung am 29. November 2010 ermöglicht den Austausch unter Forschern im Bereich der klinischen und kognitiven Neurowissenschaften. Zum Programm gehören eine Key Note Lecture, eine Poster Session, Referate sowie interaktive Workshops.

Montag, 29. November, 9.00–17.00 Uhr, im Wirtschaftsgebäude der Psychiatrischen Universitätsklinik, Bolligenstrasse 111.

www.kas.unibe.ch/neuro10

BioChemie am Samstag

Vorlesungsreihe

Interessante Einblicke in die Welt der Chemie und Biochemie

4. Dezember 2010

Chemische Spuren im ewigen Eis

Prof. Dr. Margit Schwikowski
Jeweils am Samstag, 10.00–12.00 Uhr, im Chemischen Institut, Freiestrasse 3, Hörsaal U113.

www.dcb.unibe.ch

Biologie am Samstag

Vorlesungsreihe

Spannendes aus aktuellen Forschungsgebieten der Biologie

11. Dezember 2010

Unter Kontrolle der Gene? – Sozialverhalten bei Tier und Mensch

PD Dr. Gerald Heckel, Institut für Ökologie und Evolution

Jeweils am Samstag, 10.15–11.00 Uhr, im Hörsaal des Instituts für Pflanzenwissenschaften am Altenbergrain 21.

Blut spenden

Aktion der Fachschaft Medizin

«Blut wächst nicht auf Bäumen, es kommt von Herzen»: Unter diesem Motto organisiert die Fachschaft Medizin eine Blutspendeaktion. Ehrengäste wie Regierungsratsthalter Christoph Lerch und Immunologe Beda Stadler nehmen ebenfalls teil. Die Aktion findet von 10–18 Uhr am 2. Dezember im Hauptgebäude und am 11. Dezember in der Unitobler statt.

www.fsmb.ch

Science of the Mind

Vorlesungsreihe Collegium generale

Aktuelles rund ums Hirn: Die interdisziplinäre Vorlesungsreihe thematisiert Aspekte der Neurowissenschaften.

1. Dezember 2010

Current Neuroscientific Understanding and Sociopolitical Consequences: The Personalization of Brain Products in the Commercial Marketplace

Prof. Dr. Judyly Illes, Canada Research Chair in Neuroethics, Faculty of Medicine, University of British Columbia (Canada)

8. Dezember 2010

Train your mind, change your brain: Affective neuroscience and the transformation of emotion

Prof. Dr. Richard J. Davidson, Center for Investigating Healthy Minds, Waisman Center, University of Wisconsin (USA)

15. Dezember 2010

Socioreligious viewpoint of Neurosciences – Buddhism: «Science of the Mind» or Religion?

Dr. B. Alan Wallace, Santa Barbara Institute for Consciousness Studies (USA)

Jeweils am Mittwoch, 18.15–19.45 Uhr, im Hauptgebäude der Universität, Hochschulstrasse 4, Auditorium maximum. www.cg.unibe.ch

Wilhelm Fabry

Medizinhistorische Runde

Die Vorlesungsreihe des Instituts für Medizingeschichte diskutiert anlässlich des 450. Geburtstags des Chirurgen Wilhelm Fabry von Hilden über dessen Wirken.

9. Dezember 2010

Wilhelm Fabry und das Fabry-Jahr 2010 in Hilden – Eine Stadt feiert ihren berühmtesten Sohn

Dr. Wolfgang Antweiler, Wilhelm-Fabry-Museum, Hilden

Jeweils am Donnerstag, 12.45–13.45 Uhr, im Hörsaal des Anatomiegebäudes an der Bühlfstrasse 26.

www.mhi.unibe.ch

Narrative Medizin

Ringvorlesung KIKOM

Raum und Zeit für den Patienten, seine Leidensgeschichte zu erzählen: Dies bietet die narrative Medizin, die das Thema der Ringvorlesung der Kollegialen Instanz für Komplementärmedizin (KIKOM) ist.

2. Dezember 2010

Narratives beim Hausarzt – vom freien Erzählraum

Dr. med. Louis Litschgi, Facharzt FMH für Allgemeinmedizin, Basel

9. Dezember 2010

Von der Patientengeschichte zum formalisierten medizinischen Bericht und zurück

Dr. med. Ursula Wolf, Dozentin für Anthroposophische Medizin, KIKOM

16. Dezember 2010

Was führt Sie zu mir ...?

Dr. med. Martin Frei-Erb, Dozent für Klassische Homöopathie, KIKOM
Jeweils am Donnerstag, 18.15–19.15 Uhr, im Hauptgebäude der Universität, Hochschulstrasse 4, Auditorium maximum. www.kikom.unibe.ch

Heilige Orte

Ringvorlesung BMZ

Die Ringvorlesung des Berner Mittelalter Zentrums widmet sich heiligen Orten.

2. Dezember 2010

Das Haus als heiliger Ort: home und homeliness im englischen Spätmittelalter

Annette Kern-Stähler, Universität Bern

9. Dezember 2010

Romkritik in lateinischen und mittelhochdeutschen Texten des 12. und 13. Jahrhunderts

Sandra Blum, Universität Bern

16. Dezember 2010

Verkörperung eines kultischen Ortes – Das Heilige Grab und die wahre Länge Christi

Hubert Herkommer, Schwäbisch Gmünd
Jeweils am Donnerstag, 17.15–18.45 Uhr, im Hauptgebäude der Universität, Hochschulstrasse 4, Hörsaal 220.

Brigitte Ausfeld-Hafter (Hrsg.) Chronobiologie

Zeitordnung von Lebensvorgängen
Komplementäre Medizin im interdisziplinären Diskurs Bd. 16

2010, 126 S., zahlr. Abb., Tab. und Graf.

ISBN: 978-3-0343-0559-4

Peter Lang AG

Brigitte Ausfeld-Hafter, Florica Marian (Hrsg.)

Pluralismus im Gesundheitswesen

Komplementäre Medizin im interdisziplinären Diskurs Bd. 14

2010, 190 S., zahlr. Abb., Tab. und Graf., br.

ISBN: 978-3-0343-0407-8

Peter Lang AG

Markus Freitag, Adrian Vatter (Hg.) Vergleichende subnationale Analysen für Deutschland

Policy-Forschung und Vergleichende Regierungslehre Bd. 7

2009, 376 S., Taschenbuch

ISBN-10: 3-643-10239-9

LIT Verlag, Berlin

Margrit Bischof, Claudia Rosiny Konzepte der Tanzkultur – Wissen und Wege der Tanzkultur

TanzScripte Bd. 20

2010, 234 S., Taschenbuch

ISBN-10: 3-8376-1440-9

Transcript Verlag

Martin Hasler, Hans-Rudolf Egli Geografie

Wissen und verstehen

Handbuch für die Sekundarstufe 2

2010, 392 S., gebunden

ISBN: 978-3-03905-473-2

hep verlag ag

André Horak L' Euphémisme

Entre tradition rhétorique et perspectives nouvelles

Edition Linguistique n° 80

2010, 110 S.

ISBN: 978-3-86288-017-1

Lincom Europa

Impressum

unilink November 2010
Die Nachrichten der Universität Bern

Herausgeberin: Abteilung Kommunikation
Leitung: Marcus Moser (mm)

Redaktion: Salomé Zimmermann (sz)

Mitarbeit: Daniela Baumann (db), Maximiliano Wepfer (wem), Julia Gnägi (jg), Astrid Tomczak-Plewka (atp)

Bildnachweise:

Titelbild: Der Bremgartenfriedhof, Foto: Stadtgärtnerei Bern

Seite 2: zvg

Seite 4: Abteilung Kommunikation, Foto: Manu Friederich

Seite 5: Abteilung Kommunikation, Foto: Salomé Zimmermann

Seite 6: Alexander Egger

Seite 7: Privatarchiv Franziska Rogger

Seite 8: Stadtgärtnerei Bern

Seite 9: zvg

Seite 10: zvg

Seite 11: istockphoto

Seite 12: zvg

Layout: Salomé Zimmermann (sz)

Redaktionsadresse:

Abteilung Kommunikation der Universität Bern

Hochschulstrasse 4

CH-3012 Bern

Tel. 031 631 80 44

Fax 031 631 45 62

unilink@unibe.ch

www.unilink.unibe.ch

Druck: Stämpfli Publikationen AG, Bern

Auflage: 6500 Exemplare

Erscheint monatlich während des Semesters

